

Öffnung liegt im Erzählen“ (S. 22). Was darauf folgt, sind die literarischen oder literarisierten biografischen Berichte dieser Grenzerfahrung von den AutorInnen, die der Einladung Francks gefolgt sind. Manche lieferten Auszüge aus bereits veröffentlichten Werken (Grass, Brussig, Schulze, Sparschuh, Delius u.a.), andere Originalbeiträge; die Herkunftsorte liegen in Ost und West, dabei nicht nur in Deutschland, auch das Altersspektrum ist breit. Es werden zwar von der Herausgeberin bestimmte, hauptsächlich kanonische, höchst anerkannte Stimmen vermisst, die auf die Einladung nicht eingegangen sind, aber deshalb verlieren die vorhandenen auf keinen Fall an Tragweite und Repräsentativität.

Die darin reflektierten Erfahrungen mit der Grenze bzw. mit deren Überschreiten vermitteln Empfindungen und Konzepte, die bereits vertraut sind: Gleichsetzung von DDR und Nationalsozialismus in vielen Aspekten (Roggenkamp, Kolbe), die Zeiterfahrung als Brücke zur Vergangenheit (die Gegenwart von der Vergangenheit ständig eingeholt), die Raumerfahrung als nicht linear sondern als Kreisbewegung, als Labyrinth, manchmal sogar als Gefängnis. Für die meisten AutorInnen ist die Grenze vielmehr im Innern zu spüren. Dort wird sie nicht so problemlos wie die materielle Mauer abgeschafft, sondern wirkt weiter, sowohl im Westen als auch im Osten, genauso wie die Vorurteile und die eingeschränkten Identitäten, die in ihrem Schatten entstanden sind (Brussig, Schulze). Gleichfalls von großer Relevanz sind die Stränge der Erinnerung (Hettche), der Versöhnung (Pehnt), des Identitätswandels, Kohärenz und Verrat (Delius), metaliterarische Referenten wie Kertész oder Canetti (Beyer), die Kapitalisierung oder die touristische Vermarktung der historischen Wunde (Bodrožić). Zweifellos zentral ist auch die Frage des Schweigens und der Sprache (Franck). Ersteres als Grundhaltung angesichts der Angst, des Misstrauens, ebenso der Unzulänglichkeit des sprachlichen Ausdrucks, um die Absurdität der Teilung einer Stadt und eines Landes und eines jeden Menschen mit Worten zu fassen. Und die Sprache sowohl als verhüllendes Instrument, oder unterdrückendes Machtmittel, als auch als Weg, sich von den (selbst)auferlegten Tabus (Kolbe), von der verinnerlichten Grenze schreiend oder erzählerisch zu befreien. Eben mit dieser Sprache wird in dem Band ein kollektiver Versuch unternommen, die Grenze bzw. die lang anhaltenden Spuren, die sie hinterlassen hat, abzubauen. „Die Überwindung der Grenze liegt im Erzählen“: Dafür wird hier ein Anfang geboten.

*Carmen Bescansa Leirós (Vitoria, Spanien)*

**ACHIM GEISENHANSLÜKE / GEORG MEIN (Hrsg.): Schriftkultur und Schwellenkunde (Literalität und Liminalität 1).** Bielefeld: Transcript, 2008a, ISBN 978-3-89942-776-9, 318 S.

**ACHIM GEISENHANSLÜKE / GEORG MEIN (Hrsg.): Grensräume der Schrift (Literalität und Liminalität 2).** Bielefeld: Transcript, 2008b, ISBN 978-3-89942-777-6, 290 S.

Wenn sich in der Literaturwissenschaft seit einiger Zeit ein verstärktes Interesse für Grenzen und Grenzfiguren feststellen lässt, so hat das nicht zuletzt mit der Beobachtung zu tun, dass

Grenzen als Phänomen nicht schlicht ‚da sind‘, sondern vielmehr auf sozialen Konstruktionen beruhen. Literatur kann auf diesen Konstruktcharakter hinweisen und so zum Beispiel das Denken in Grenzen als überkommene Vorstellungen von Identität unterlaufen. In literarischen Texten werden Grenzen und Begrenzungen dabei nicht nur in ihrer Kontingenz zugunsten pluralistischer Denkformen zur Disposition gestellt. Grenzen werden darüber hinaus auch und gerade als vermeintlich eindeutige Einschnitte oder Linien, die ein Diesseits von einem Jenseits trennscharf voneinander unterscheiden, literarisch dekonstruiert. So werden mehr oder weniger unscharfe und hybride Übergangszonen, Schwellen, Grenzümgebungen sichtbar und analysierbar.

Die beiden von Achim Geisenhanslüke und Georg Mein herausgegebenen, im Bielefelder Transcript Verlag erschienenen Sammelbände *Schriftkultur und Schwellenkunde* und *Grenzümgebungen der Schrift* lassen sich in diesen Forschungsfeldern verorten. Auch sie gehen den Zusammenhängen von Literatur, Differenz und Hybridität nach, wenn sie sich zum Ziel setzen, Spielformen von Grenzen und Grenzümgebungen zu untersuchen. Als Auftakt der Reihe *Literalität und Liminalität* kommt ihnen darüber hinaus auch eine programmatische Funktion zu, stecken sie doch sowohl deren literatur-, medien- und kulturtheoretische Grundlagen wie inhaltliche Felder ab.

Der innovative Ansatz der beiden Bände (und der Reihe insgesamt) fußt dabei auf der Annahme, dass sich der Gedanke der Schwelle, des ‚Zwischen‘ und der Grenze auf den der Schriftlichkeit von Literatur beziehen lässt. Die beiden Schlagworte ‚Literalität‘ und ‚Liminalität‘ markieren diesen Zusammenhang. ‚Liminalität‘ verweist auf die „Bedeutung der Schwelle als einer paradoxen Ordnung des ‚Zwischen‘“ (S. 8a), wie Mein und Geisenhanslüke in ihrer Einleitung formulieren. Anders als die starre Grenze stehe ‚Liminalität‘ für die Spannung aus Grenze und Grenzüberschreitung und bezeichne Zonen des Übergangs. ‚Literalität‘ beschreibe demgegenüber als Gegenbegriff zur ‚Oralität‘ sprachliche und allgemein kulturelle Erscheinungsformen, „die durch die Schrift in die Gesellschaft gekommen sind“ (S. 7a). Gerahmt von diesen beiden Leitbegriffen umfassen die beiden Sammelbände zwölf beziehungsweise 14 Beiträge, die an ganz unterschiedlichen literatur- und kulturtheoretischen Ansätzen anknüpfend mehr oder weniger der Vermutung folgen, dass Literatur sich in „schriftlichen Schwellenräumen, im diversen Spiel von Schrift und Schwelle“ (S. 8a) konstituiert. Denn, so **Georg Mein** in seinem Beitrag *Die Abwesenheit des Vaters. Schriftlichkeit als Schwellenraum*, Liminalität und Literalität sind „intrinsisch aufeinander bezogene Begriffe“ (S. 82a). Schrift sei nicht nur Operations-, sondern auch Schwellenraum.

Dem Anspruch, theoretischen und historischen Wandlungen literarischer Werke „von den Anfängen bis zur Gegenwart“ (S. 7a) nachgehen zu wollen, entspricht das denkbar weite Untersuchungsfeld der beiden Publikationen. Neben Artikeln zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts (etwa **Dieter Heimböckels** Beitrag *Zugängliche Unzugänglichkeit. Heinrich von Kleists Topographie des Fremden*) stehen Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur; spanische Literatur wird ebenso behandelt wie französische; Auseinandersetzungen mit literatur- und kulturtheoretischen Großtheorien (zum Beispiel **Bernhard Dotzlers** Aufsatz

*Liminalitätsverhältnisse. Foucaults Ontologie der Literatur*) folgen mediävistische Überlegungen (**Heinz Sieburgs** Aufsatz *Frühe Grenzgänger: Die Nibelungen auf dem Weg zur hochmittelalterlichen Schriftkultur*).

Als grundlegend für den Zusammenhang von Liminalität und Grenzen ist insbesondere **Rolf Parrs** fulminanter und beeindruckender Parforceritt durch unterschiedliche literatur- und kulturwissenschaftliche Ansätze des 20. Jahrhunderts anzusehen. In seinem Beitrag *Liminale und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft* informiert er überaus fundiert wie prägnant über den Stellenwert und die Modellierung von Grenz- und Schwellenräumen in theoretischen Ansätzen unter anderem von Benjamin, Genette, Bourdieu und Jürgen Link. Eine Gemeinsamkeit der anthropologischen, literatur- und kulturwissenschaftlichen und soziologischen Auseinandersetzung mit Liminalem liege dabei darin, so Parr, „dass die Rede von Grenzen, Schwellen und Passagen fast immer symbolischen oder metaphorischen Charakter hat“ (S. 16a).

Sich theoretisch-methodisch an die Anthropologie Arnold van Genneps und der daran anschließenden Ritualtheorie von Victor Turner anlehnd überzeugt daneben etwa **Anja Hirschs** Beitrag *Zwischen Krise und Katastrophe. Warteschleifen im Schwellenraum deutschsprachiger Gegenwartsprosa*. Hirsch untersucht, wie literarische Texte von Paul Brodowsky, Franziska Gerstenberg, Judith Hermann und Wilhelm Genazino sich jeweils als in einer Liminalitätsphase befindend konstituieren. Die Figuren der untersuchten Romane bewegen sich demnach „zwischen Krise (Erwartung) und Katastrophe (Dauer-Warten auf Grund von Ohnmacht)“ (S. 273b). So hätten die Figuren zwar immer die Möglichkeit, Fehler und Probleme zu überwinden und ihr Leben somit neu zu gestalten. „Die zum Aufbruch nötige Energie kann aber nicht aufgebracht oder höchstens fremdgeborgt werden“ (S. 274b). Die Figuren dieser Romane würden im Sinne Turners also nicht von einer alten in eine neue Ordnung überführt, sondern verblieben in der unbestimmten Zwischenphase der Liminalität.

Auf ganz andere Weise sticht schließlich der Beitrag von **Martin von Koppenfels** *Durch die Schrift gehen: Die Übersetzerszenen im Don Quijote von 1605* heraus. Er bezieht auf überzeugende Weise Liminalität und Literalität aufeinander und kann genau diesen Zusammenhang für seinen Interpretationsansatz zur Funktion der Übersetzerszenen im *Don Quijote* fruchtbar machen. Cervantes' Text ziehe sich in kulturellen Konfliktsituationen auf das eigene Geschriebensein zurück, um einen Ausweg in der Reflexion über gerade diese Bedingungen der Schrift zu suchen. Diese Bewegung in den Übersetzerszenen versteht Koppenfels als den „Versuch, durch die Schrift zu gehen, ja, unter Umständen sogar in der Schrift zu bleiben“ (S. 246a).

Bereits die Skizze dieser drei Beiträge macht noch einmal die thematische wie theoretisch-methodische Spannweite der beiden Sammelbände deutlich. Dass vor diesem Hintergrund immer auch die Gefahr besteht, den gemeinsamen, die Beiträge verbindenden thematischen wie theoretisch-methodischen Kern zu verlieren, liegt auf der Hand. Doch es scheint gerade die Offenheit und Unbestimmtheit der Schlagworte ‚Literalität‘ und ‚Liminalität‘ zu sein, die sich als Vorteil des wie die Reihe *Literalität und Liminalität* betitelten, an den Universitäten

Luxemburg und Regensburg angesiedelten Forschungsprojektes der beiden Herausgeber erweist. Die Offenheit regt nämlich gerade so nicht nur zu denkbar weiten interdisziplinär ausgerichteten Arbeiten an, die linguistische, literatur- und kulturwissenschaftliche, medientheoretische und philosophische Fragestellungen wie immer partiell berücksichtigen und aufeinander beziehen können. Die theoretische Unbestimmtheit zwingt auch dazu, die Fruchtbarkeit einer bestimmten theoretischen Modellierung von Literalität und/oder Liminalität in konkreten Fallstudien beweisen zu müssen und gegebenenfalls mit anderen theoretischen Einsichten zu kontrastieren. Es wird deshalb, so auch **Achim Geisenhanslüke** in seinem Beitrag *Schriftkultur und Schwellenkunde? Überlegungen zum Zusammenhang von Literalität und Liminalität*, „eher von den konkreten Gegenständen als von einem theoretischen Konzept abhängen“ (S. 117a), welche Richtung das Projekt nimmt – in der Tat.

Die beiden Bände bilden genau dafür aber ohne jede Einschränkung eine vielversprechende Grundlage, die neben der fundierten Präsentation und Diskussion grundsätzlicher Fragen der Literalitäts- und Liminalitätsforschung konkrete, überzeugende, überaus vielstimmige Einzelstudien umfasst. Die Kombination aus beidem bietet interdisziplinär interessierten Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern zahlreiche Anregungen, literarische Texte und andere Medien im Hinblick auf ihre je spezifischen Transformationen von Liminalität und Literalität, Grenzen und Grenzfiguren und deren Beziehung zueinander zu befragen. Dass dadurch nicht zuletzt auch der Status der Literaturwissenschaft im Paradigma ‚nach der Theorie‘ reflektiert wird, ist ein schöner, nicht zu verachtender Nebeneffekt.

*David-Christopher Assmann (Bonn/Florenz)*

**CLEMENS GÖTZE: Geschichte, Politik und Medien im dramatischen Spätwerk Thomas Bernhards.** Marburg: Tectum, 2009, ISBN 978-3-8288-9858-5, 163 S.

**EDITH KOVÁCS: Richter und Zeuge. Figuren des Autors in Thomas Bernhards Prosa.** Wien: Praesens, 2009, ISBN 978-3-7069-0482-7, 133 S.

Auch elf Jahre nach seinem Tod erregt der österreichische Dramatiker und Schriftsteller Thomas Bernhard die Neugier jüngerer Wissenschaftler, die sich mit verschiedenen Aspekten seines Werkes beschäftigen wollen. Von der Überlebenskraft seines Œuvres zeugt auch, dass mittlerweile wohl bekannte Eigenschaften der Dramen und Prosawerke wie auch die Umstände ihrer Genese aus neuen Blickwinkeln und in neuen Kontexten analysiert werden.

In der letzten Zeit sind zwei interessante Studien publiziert worden, die trotz unterschiedlicher Thematik und Zugangsweise doch einiges gemeinsam haben - die mehr oder weniger versteckte Präsenz des Autors und seiner Ansichten in seinen Werken, hinter den Protagonisten der Prosa oder der Dramen. In beiden Studien ist dies aber nur ein Teilaspekt einer breiteren Analyse des Werkes und seiner Wirkung.

**Edith Kovács** beschäftigt sich in ihrer Studie mit der Persönlichkeit des Autors und